Die wahrhaftige Geschichte

vom

deutschen Michel

und

seinen Schwestern.

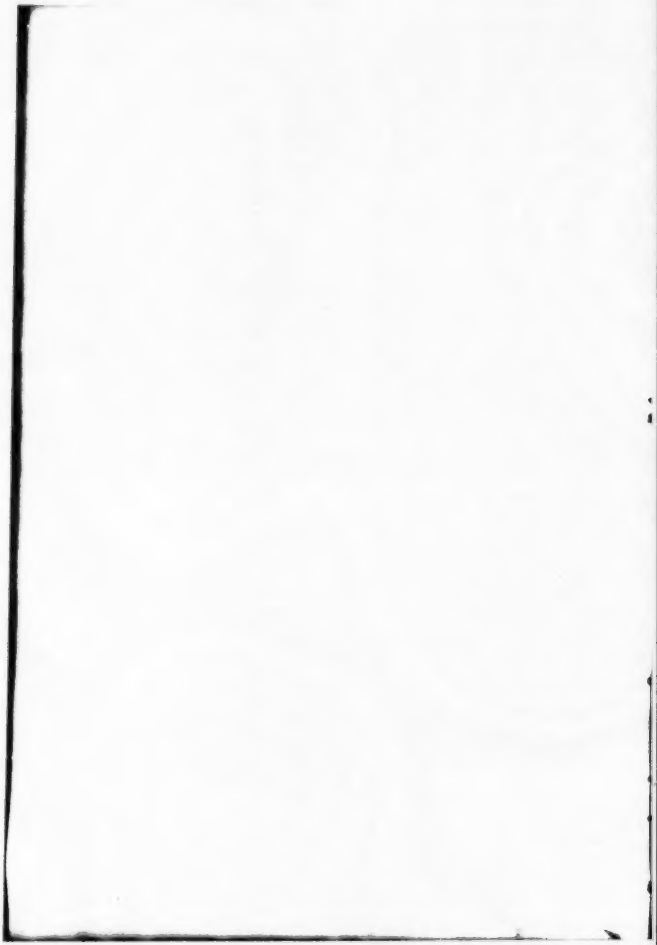
Nach

bisher unbekannten Quellen bearbeitet

und

durch sechs Bilder von M. Disteli erläutert.

Zürich und Winterthur,
Verlag des literarischen Comptoirs.
1843.



Zueignung.

Allen deutschen Potentaten und Allerhöchsten Herrschaften;

einem höchsten, hohen, niederen und niedrigsten Adel;

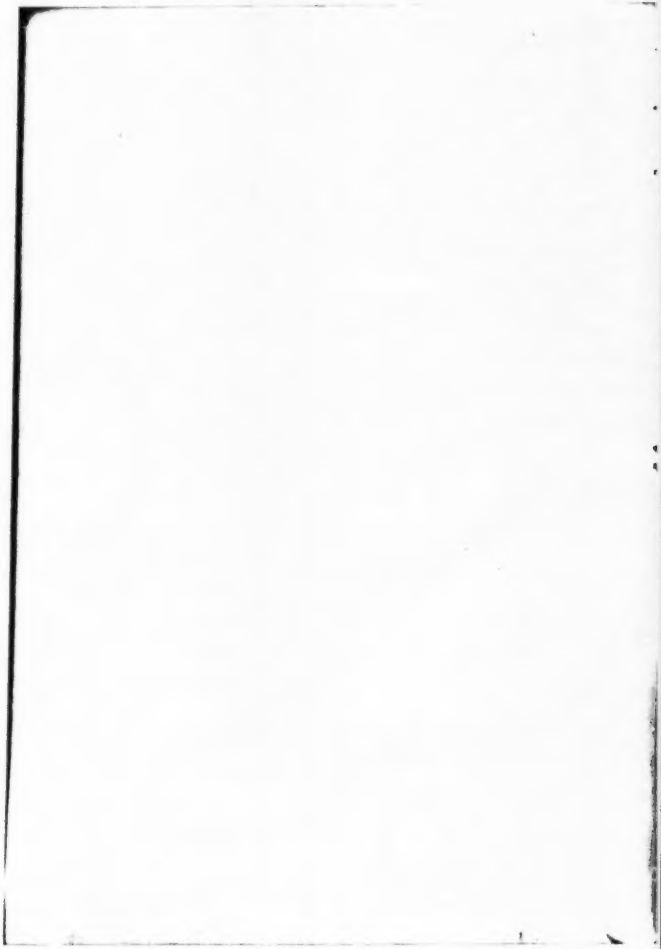
den deutschen Geheimräthen, Staatsräthen, Hofräthen und allen sonstigen Honoratioren;

den deutschen Gelehrten, Autoren, Professoren und Doctoren; insbesondere den jetzigen und künftigen Inhabern des deutschen Ordens pour le mérite; den Theilnehmern an wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Congressen zu Mainz, Straßburg, Stuttgart und vielen andern Orten; den zehnmal zehntausend unsterblichen deutschen Künstlern und Dichtern, und denen, die es mit Gewalt noch werden wollen; den sämmtlichen Sängern und Sängerinnen, welche die deutsche Marseillaise des weiland berühmten, aber poetisch-selig verblichenen Nikolaus Becker zum wenigsten in einer von sechsunddreißig Melodieen erträglich vorzutragen sich erkühnen; dem immer furchtbarer anschwellenden Heere der deutschen Freiheitshelden und Märtyrer der guten Sache bei patriotischen Festmahlen, bei Champagner, Rheinwein und ordinärem Getränke; auch allen sonstigen deutschen Männern und Frauen von herkömmlicher gründlicher Bildung;

endlich dem deutschen Volke schlechtweg

widmet dieses vaterländische Werk zum neuen Jahre 1843

Der Verfasser.



Im festlich gesegneten Jahre 1842, an dem nach beinahe drei Decennien noch nicht völlig verschollenen 18. Oktober, wurde die Walhalla, dieses Denkmal deutscher oder vielmehr teutscher Nationalgröße, vom erhabenen Gründer derselben feierlichst eingeweiht. Da schlugen höher und freudiger die Herzen aller vaterländisch gesinnten Männer! Berichtete uns doch die Augsburger allgemeine Zeitung, in Nro. 294 des Jahrgangs 1842, daß die deutschen Bundesstaaten bei diesem Feste durch zwei und dreißig holde Jungfrauen „mit buntfarbigen Ueberwürfen“ vertreten waren. Und wie sollte man nicht am deutschen Bunde gerade so lange sein Gefallen haben, als er sich einzig und allein durch hübsche Mädchen repräsentiren läßt?

Nach statistischen Handbüchern soll zwar unser Vaterland mit nicht weniger als sechs und dreißig Staaten gesegnet sein. Man scheint also Ihrer vier — vielleicht die sogenannten freien Städte — vergessen zu haben; oder es mögen etliche so klein von Gestalt gewesen sein, daß sie gänzlich unsichtbar geblieben sind. Doch dies trägt in der Hauptsache nur sehr wenig aus.

An der Spitze der sämmtlichen deutschen Bundesjungfern stand die Germania, die uns in demselben Artikel der allgemeinen Zeitung als ein wohlgewachsenes Frauen-

zimmer beschrieben wird, das mit blonden Locken versehen und wahrscheinlich blauäugig war. Ganz richtig! So habe ich mir die Germania von jeher vorgestellt. Auch der deutsche Michel, ein starker und hochstämmiger Bursche, trägt bekanntlich ungekämmtes blondes Haar und hat blaue Augen; woher es kommen mag, daß er den Himmel immer blau sieht, und daß er bei seinen Händeln mit den Fremden nie blos mit einem blauen Auge davon gekommen ist, sondern stets mit zweien.

Die Germania und der deutsche Michel scheinen sich also frappant ähnlich zu sehen, und diese muthmaßliche Aehnlichkeit hat mich auf Entdeckungen geleitet, welche für die früher nicht völlig aufgeklärte Lebensgeschichte der beiden interessanten Personen, so wie ihrer nächsten verehrlichen Anverwandten, von großer Wichtigkeit sind. Denn seit dem Walhallafeste habe ich es mir ernstlich angelegen sein lassen, in alten Chroniken mühsame Nachforschungen anzustellen, deren Ergebniß ich den Anhängern der historischen Schule zur ferneren Nutzanwendung nicht länger vorenthalten will.

Nicht minder empfiehlt sich Herr Distel zu freundlichem Angedenken derselben historischen Schule, die zwar auf seiner Zeichnung zum dritten Kapitel statt eines Leo ein anderes Thier finden, aber dennoch ihr wohlgetroffenes Bildniß nicht vermissen wird.

Michels Verzeichniss über den eingeschlafenen Kaiser

Von der Geburt des deutſchen Michels und dem nachträglichen Eheſtande ſeiner Frau Mutter.

Es war einmal eine Jungfrau, Namens Teutonia. Sie genoß einer ſchlechten Erziehung und lernte nicht einmal leſen und ſchreiben, da ſie den lieben langen Tag in den Eichenwäldern umherlaufen durfte. Mit ihrer Moral war es auch nicht weit her. Daher kam es, daß ſie in die Fallſtricke der Liebe gerieth und — leider! ohne vorgängige ordnungsmäßige Copulation — eines wohlgebornen Söhnleins genas. Als Dieſes nun ſo dalag im Walde, trat eine Norne aus dem Gebüſche hervor, und goß eine Kanne Bier über das Haupt des Knaben aus und ſprach: „Du biſt geboren, um zu dulden und zu leiden, um zu hoffen und zu harren; du wirſt ſtark ſein und dennoch viele Jahre hindurch ein Geſpötte den Menſchen, bis deine Zeit gekommen iſt.“ Darum nannte ihn ſeine Mutter: Schmerzenreich Spe-

ranzius*) Michel; doch wurde er später nur der deutsche Michel geheißen, weil er nichts weiter als deutsch war.

Michels Papa — es soll ein herumziehender heidnischer Gott von sehr anstößigem Lebenswandel gewesen sein — ließ die Teutonia mit ihrem Buben im Walde sitzen und ging seiner Wege. Aus Zorn gegen den ersten Mann gab sie sich baldigst mit einem zweiten ab und es dauerte nicht lange, so kam sie abermals in die Wochen mit einer Tochter, welche Germania genannt wurde. Die Germania und der deutsche Michel sind also leibliche Geschwister von mütterlicher Seite.

Der zweite Liebhaber war ein ehrlicher Kerl. Er heirathete die Teutonia, so daß auch ihre Tochter, nach bekannten Grundsätzen des Familienrechts, durch nachfolgende Ehe legitim wurde. Und diese Heirath war eine sehr vornehme, denn der Mann war nicht weniger als — Kaiser. Von jetzt an wurde aber der gute Michel, der Sohn vom ersten Geliebten her, in jeder Weise zurückgesetzt. Seine Mutter ließ ihn ungewaschen auf die Gasse laufen und verläugnete ihn vor aller Welt; während sie sich mit ihrer

*) Antiquarische Anmerkung. Also ein ganz sonnenklarer Beweis, daß der schon weit verbreitete Name Hoffmann, der aber unter vierzig Millionen unermüdlich hoffender Deutschen noch weit verbreiteter sein dürfte, schon aus den germanischen Urwäldern, wenn auch aus lateinischer Quelle herkommt.

Germania gern in jeder Gesellschaft sehen und von allen Poeten besingen ließ.

Eine Zeitlang lebte das Ehepaar in Herrlichkeit und Freuden. Allein der Kaiser wurde alt und seine Teutonia fing an mit ihm zu zanken und zu keifen, bis er endlich der Sache überdrüssig wurde und in einer Höhle im Kyffhäuser Berge sich schlafen setzte. Der Frau war dies gerade recht, denn nun ging es erst auf den alten Kaiser los.

Wie Michel auf fast wunderbare Weise in die dreißig sehr liebenswürdige Schwestern bekommt; und von den süßen Früchten häuslicher deutscher Erziehung.

Man weiß nicht genau, wie es sich zutrug, aber ganz just war es nicht, daß die Teutonia, während ihr Alter Jahrhunderte lang schlief, eine Tochter nach der andern zum Vorschein brachte, deren Namen sämmtlich auf i-a endigen, als: Austria, Borussia, Jungfrau Reuß-Greiz-Schleiz-Lobensteinia, Mamsellchen Baduzia und wie sie sonst noch heißen mögen. Und wie früher der Michel wegen der Germania, so wurde nun die arme Germania um ihrer andern Geschwister willen solchermaßen vernachlässigt, daß sie in äußerster Betrübniß ihr blondes Haar zerraufte, große Thränenströme aus ihren blauen Augen schüttete und heulend aus dem Hause lief. Sie war schon völlig verschollen und man hätte sie noch lange für eine bloße mythische Person gehalten, wenn sie nicht am Wallhallafeste, wie sie leibt und lebt, wieder sichtbar geworden

wäre. Doch wer weiß, wo sie sich jetzt schon wieder umhertreibt! Sehr lange wird sie es im Baierischen nicht ausgehalten haben.

Von ihren Schwestern wuchsen einige zu stattlichen Damen heran. Andere dagegen blieben niedlich klein und mögen wohl auch jetzt noch mit Puppen spielen, ob sie gleich schon alt genug sind und — was bei Mädchen gar nicht gewöhnlich ist — sogar auf ihr hohes Alter nicht wenig sich einbilden. Als sich vor einiger Zeit der Franzose in das Haus ihrer Mutter einquartirte, mußten die Töchter — wohl oder übel — Umgang mit ihm halten. Es ist indessen sehr wahrscheinlich, daß es damals ziemlich ehrbar hergegangen ist, da sie dem ungebetenen Liebhaber schon nach weniger als zehn Jahren wieder den Abschied gaben. Allem äußeren Ansehen nach ist zwar den meisten Mädchen diese unglückliche Liebschaft gar nicht übel bekommen; allein dennoch mögen sie nicht gern daran erinnert sein. Ebenso wenig hören sie gern von ihrem Papa, vom alten schlafenden Kaiser reden. Kommt auf ihn die Sprache, so bilden sie sich nur allzu leicht ein, daß man sich auf ihre vielleicht nicht ganz legitime Geburt malitiöse Anspielungen erlaube. Dies ist ein sehr kitzlicher Punkt, den man lieber unberührt läßt; denn sie werden oft bitterböse und die Kleinsten sind dann meistens die allerschlimmsten. Es wird nun darauf ankommen, was der alte Kaiser, wenn

er je wieder erwachen sollte, zu seiner unerwartet zahlreichen Nachkommenschaft sagt und — da er sich als römischer Kaiser doch wohl auf das römische Recht versteht — wie weit er sich das

Pater est quem justae nuptiae demonstrant

gefallen läßt.

Die Schwestern ließen es sich wohl sein und führten im Hause der Teutonia ein sehr gemüthliches Familienleben. Als fein gebildete Fräulein lernten die Kleinen sich vor den Großen artig verneigen. Dafür spielen zuweilen die Großen mit den Kleinen; und es ist allerliebst anzusehen, wenn etwa die Austria ihre Schwester Baduzchen auf den Händen trägt und auf die Frage: wie groß bist du? das Baduzchen das Aermchen in die Höhe streckt und mit Freude strahlenden Augen ruft: „So groß!" Dann und wann werden Kinderbälle gehalten und man kann nur sein wahres Vergnügen daran haben, wenn sie sich Alle im deutschen Walzer drehen und nach jeder Bewegung genau wieder auf die alte Stelle zu stehen kommen. Auch wenn Besuch im Hause ist, wissen sich die Mädchen sehr anständig zu benehmen. Zuweilen kommt der Schwager aus Rußland angeritten. Dann heißt es freilich: „der Nikolaus kommt!" und die Kleinen drücken sich scheu in die Ecken. Wenn er aber seine Reitpeitsche schon vor der Thüre abgelegt hat, mit freundlicher Miene in's Zim-

mer tritt, und wohl gar dem einen oder andern Mädchen etwas Süßes mitbringt, ſo rücken ſie näher und näher, machen ihre Knickſe und werden am Ende ganz vertraulich mit ihm.

Von Michels Geiſt, Gemüth und Bildung; wie auch von einer patriotiſchen Erhebung aus ſchmutzigem Grunde.

So gut, als die Schweſtern, hatte es der ehrliche Michel bei weitem nicht. Es wurde eine Menge Vormünder über ihn geſetzt, die ihn ſtrenge hielten. Er mußte Knechtsdienſte thun im Stalle und auf dem Felde; und ſie ſchickten ihn überdies in die Schule, um ihn das politiſche A-b-c lernen zu laſſen. Nun begriff er zwar bald genug, wo er A geſagt, daß er auch B ſagen müſſe; allein mit ſeinen ſonſtigen Studien konnte er es nie weiter bringen, als zum O und W, wo er regelmäßig ſtecken blieb und Prügel bekam. Und doch iſt der Michel ein ſehr denkender Kopf und man hörte nicht, daß er jemals darauf gefallen wäre. Selbſt in neueſter Zeit ergiebt er ſich oftmals ſo tiefſinnig abſtrakten Gedanken, daß Niemand zu ſagen weiß, ob er wache oder ſchlafe: und ſchon von lange her iſt er ſo vielſeitig gebildet, daß er ſich, wenn man ihn etwa auf der linken Seite hinter das Ohr ſchlägt, auf der rechten Seite gar nichts daraus macht. Manche wollen auch be-

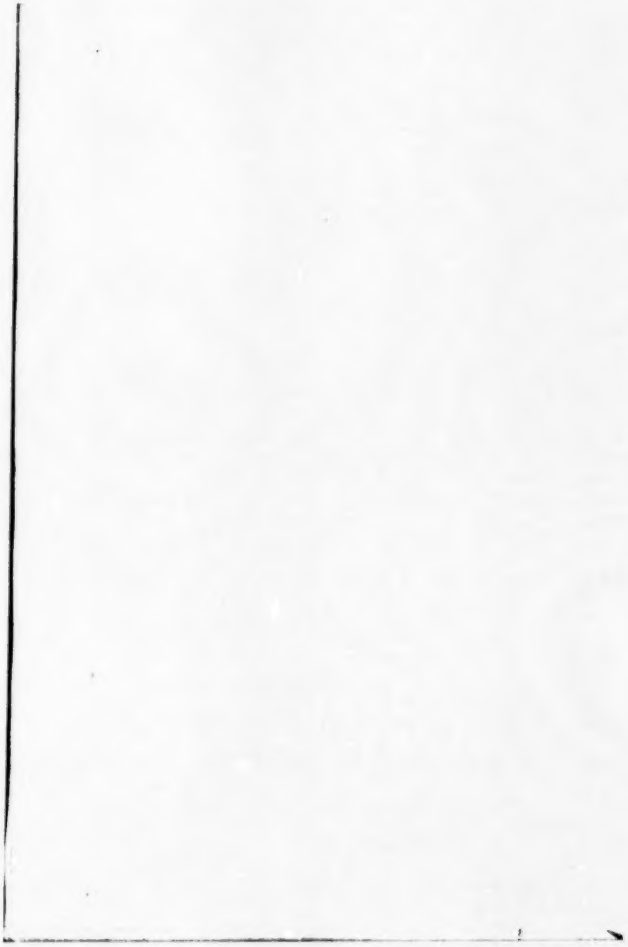
haupten, daß er sogar das Pulver erfunden habe. Dagegen erzählen freilich Andere, er habe einmal in seiner Jugend mit Salpeter, Schwefel und Kohlen gespielt, es sei ein Funke hineingekommen und er habe sich die Finger verbrannt. Dies habe man später die Erfindung des Pulvers genannt, wovon der arme Michel gleich den ersten Schaden gehabt. Ganz ausgemacht ist jedoch, daß er die Druckerpresse erfunden hat, daß er sich noch jetzt viel damit zu schaffen macht, und daß ihm weiter nichts als die Preßfreiheit abhanden gekommen ist. Und bei dem Allen ist Michel von Gemüth eine sehr gute Haut, die er für Andere herzlich gern zu Markte trägt. Bekommt er gar dann und wann einen neuen Vormund, der ihm anfangs gute Worte giebt, so will seines Jubels kein Ende werden.

Von einem Anverwandten mütterlicher Seite hatte Michel ein hübsches Vermögen geerbt, und seine Vormünder wußten davon Nutzen zu ziehen. Da sie bemerkten, wie ihr Mündel bei einfacher Kost trefflich gedieh, wie er bei Sauerkraut und Kartoffeln ein baumstarker Kerl wurde, so dünkte es ihnen Pflicht, ihn nicht allzu mastig zu halten. Für sich selbst ließen sie sich aber auf Michels Kosten einen bequemen Staatswagen machen, worin sie nach Lust und Lieb' spazieren fuhren. Sie thaten dies, wie sie sagten, in Geschäften ihres Mündels und es war darum nicht mehr als billig, daß dieser die Räder schmierte und die

Pferde fütterte. Der Wagen war geräumig genug, aber von etwas amt ſchwerfälliger Bauart; und weil noch ein fünftes Rad aufgebunden war, ſo durfte Michel nicht einmal hinten aufſtehen, ſondern er mußte, wenn es über Feld ging, ſo gut er konnte zu Fuße nachlaufen.

Es ging übrigens lange Zeit leidlich genug. An einem ſtürmiſchen Regentage aber, als die Vormünder wieder ausfuhren, kamen ſie plötzlich vom Wege ab und der Wagen, ſammt den ſchon etwas alten Mähren, die ihn zogen, gerieth in den tiefſten Schlamm hinein. Alles Peitſchen half nichts, und weit und breit waren keine Pferde zu haben. Die Vormünder mußten alſo einen Ochſen nach dem andern vorſpannen; allein je mehr Ochſen an die Arbeit gingen, um ſo weniger kam man vom Flecke, wie ſich dies in ähnlichen Fällen und bei andern Staatswagen gleichfalls zutragen ſoll. Da war alſo guter Rath theuer! Endlich kam der Michel. Er ſprang, diesmal ohne ſich lange zu beſinnen, mit Enthuſiasmus mitten in den Dreck, hob, ſchob, drückte und mit einem gewaltigen Rucke hatte er den Wagen — was eigentlich gar nicht ſeine Abſicht war — gerade wieder in das alte Geleiſe gebracht. Er ſchwitzte über und über, und von der großen Anſtrengung hatte er ſich Rock und Hoſen aufgeriſſen und die Haut dazu. Darum waren ſeine Vormünder ſehr gerührt und ſo dankbar, daß ſie ihm für ſein Geld ein neues Kleid verſprachen.

Michael hilft.



Hierauf kam auch Michel in Rührung über ihre Rührung, und wurde voll freudiger Hoffnungen. Und wieder hatten die Vormünder ihre Freude an Michels Freude, denn sie überlegten, daß sie wohl auch künftig vortheilhafte Geschäfte mit ihm machen könnten: in wohlfeiler vaterländischer Aufregung und privilegirter leicht fertiger Begeisterung; in Franzosenhaß zu extra billigem Preise; in ächtem, wohl konditionirtem und besonders gut abgelegenem, urgermanischem Patriotismus; in ähnlichen narkotischen Spirituosen und sonstigen Handelsartikeln dieser Art. Es war also sehr viel Rührung und sehr viel Vergnügen, hin und her.

Ein polizeiliches Kapitel, worin es sich von Maßregeln zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung handelt; und wie Michel sich demagogische Privatstunde giebt.

Als die Vormünder von ihrer fatalen Fahrt glücklich wieder zu Hause waren, hielten sie mit vielen Bekannten ein großes Bankett und hatten sich vorgenommen, dabei auch an ihren Mündel zu denken und auf seine Gesundheit zu trinken. Ehe sie aber recht damit ankommen konnten, entstand in der Nachbarschaft Feuerlärm. Alle Gäste liefen fort, um löschen zu helfen; und die Vormünder hatten nur noch Zeit gehabt, ihrem Schneider anzuempfehlen, daß er in aller Eile dem Michel seine neue Livrée zurechtmachen solle. Dies geschah. Michel probirte sich hinein, hatte aber kein sonderliches Gefallen daran, weil sie nicht aus einem Zeuge geschnitten und über die Brust ihm viel zu enge war. Auch schien es, daß man nach zwölf Lappen den dreizehnten völlig vergessen wolle, so daß er seine sämmtlichen Blößen nicht wohl bedecken konnte. Er glaubte also Ursache zu haben, sich beschweren zu dürfen, kam aber schlecht damit an. Die Vormünder warfen ihm seine Undankbarkeit vor. Sie hielten abermals eine Versammlung

im Karlsbade und, als erſt eine Hand die andere gewaſchen hatte, beſchloſſen ſie, ihm zu ſeinem eigenen Beſten einen Maulkorb anzulegen. Geſagt, gethan! Damit zog Michel wieder ab und brummte, aber ſo, daß es ſeine Vormünder nicht mehr hören konnten.

Er lebte nun geraume Zeit ſtille vor ſich hin und gab ſich aufrichtige Mühe, mager zu werden und ſich in ſeinen Rock nach und nach einzuhungern; als er einſtens zu früher Morgenſtunde, da er noch im tiefſten Schlafe lag, durch ein lautes Gezänke geweckt wurde. Er rieb ſich die Augen, ging ans Fenſter und ſah, wie ſein Nachbar, der Franzoſe, in großem Eifer einen Mann zur Thüre hinauswarf. Dieſe Begebenheit machte einen ganz beſonderen Eindruck auf Michel. Es zuckte ihm in den Fingern und er nahm ſich vor, gleichfalls die Geduld zu verlieren. Wenn er alſo allein im Zimmer war, ſo probirte er ſich, zornig zu werden, ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch und trat vor den Spiegel und runzelte die Stirne.

Doch ſehr bald vergingen ihm dieſe ſchlechten Abſichten und er gedachte, es auf andere Weiſe anzufangen. Er warf ſich alſo wieder, im vollen Eifer politiſcher Unſchuld, auf die bekannte ſingende, ſchlingende, trinkende und in ſilbernen Bechern blinkende deutſche Vaterlandsliebe. Endlich trank er ſich Courage in etlichen Kannen Münchener Bockbier, um mit Beſcheidenheit vor ſeine Vormünder zu tre-

ten und ſie zu bitten, daß er künftig über ſeine Angelegenheiten frei mit ihnen ſprechen dürfe. Allein da trat ſogleich ein ſehr bedenklicher Umſtand ein. Seit ſich Michel zum erſten Male gegen ſie vergangen, hatte er gar kein ächt hiſtoriſches und urkundlich verbrieftes Recht mehr, frei von der Leber weg zu reden. Gewiſſenhaft, wie er iſt, dachte er alſo gründlich darüber nach, ob er ſeine Vormünder ohne zu reden anreden könne. Und erſt, als ihm dies nach langer Ueberlegung kaum thunlich ſchien, redete er wirklich.

Die Vormünder hörten ihm anfangs mit Erſtaunen zu und verwieſen ihm ernſtlich ſeine Frechheit. Da ihn aber doch Einer derſelben bürgerfreundlich anlächelte, ſo hielt er dies für eine Aufmunterung; und weil nun Michel doch einmal ſeinen Bock im Kopfe hatte und davon proſitiren wollte, ſo wurde er immer hitziger. Ein Wort gab das andere und endlich vergaß er ſich ſo weit, daß er ausrief: „Gebt ihr mir nicht, ihr Vormäuler, was mir gebührt, ſo — — — " Bei dieſem halb ausgeſprochenen Satze, der ihm im höchſten Zorne entfuhr, hob er die Hände in die Höhe und hätte beinahe geſchlagen. Aber er ſchlug nicht, ſondern er überlegte, was es für Folgen haben könne, wenn er ſchlüge, und was es für Folgen haben könne, wenn er nicht ſchlüge.

Das vorletzte Kapitel, das vielleicht auch das letzte iſt.

Beiläufig ſind nun zehn Jahre verfloſſen, ſeit der gute Michel böſe wurde und mit aufgehobenen Händen daſtand. „Du ſtehſt uns lange gut,“ dachten die Vormünder, „wir kriegen dich ſchon.“ Und ſo geſchah es auch. Am Hambacher Feſte hatte Michel etwas über den Durſt getrunken: der Schlaf übermannte ihn wieder einmal; er ließ die Hände ſinken und warf ſich, ſo lang er war, auf den Boden hin. Jetzt machten ſich die Vormünder über ihn her, legten ihm ein Klotz an das Bein und banden ihm den Maulkorb, den er in ſeiner politiſchen Aufregung beinahe abgeriſſen hätte, ganz feſt wieder vor. Er wurde nun als entfernter Hochverräther verurtheilt, mußte Abbitte thun vor dem Bildniſſe eines Vormunds und Wolle ſpinnen.

Es war an einem Nachmittage, als viele von Michels Schweſtern, die Boruſſia an ihrer Spitze, im traulichen Vereine hinter dem Ofen im Wohnzimmer ſaſſen. Nur Einige, die Hammonia und etliche Andere, waren in der Schlafſtube geblieben, wo ſie an der engliſchen Krankheit

zu Bette lagen. Die Auſtria aber kam zuweilen in das Wohnzimmer herein und erzählte den Schweſtern von da hinten her aus der Türkei. Allein die Mädchen bekümmerten ſich blitzwenig um die orientaliſche Frage. Sie waren guter Dinge, tranken Thee mit Lompenzucker, ſtrickten ſich Strümpfchen aus engliſchem Garn, weil ſie ſeit einiger Zeit ſehr induſtriös waren, ſangen dazu den Jungfernkranz und:

„Wir ſitzen ſo friedlich beiſammen
„Und haben uns Alle ſo lieb,
„Erheitern einander das Leben —
„Ach! wenn es doch immer ſo blieb'!
„Ach! wenn es doch immer ſo blieb'!"

Da ſah es auf einmal aus, als wollte es nicht immer ſo bleiben. Denn im Nachbarhauſe über dem Waſſer that ſich wieder einmal der Franzoſe auf, ſprang mit einem Entrechat unter ſeine Hausthüre, ſtrich ſich den Schnauzbart, raſſelte mit dem Sarras und fing gegen die Mädchen hinüber mörderlich an zu fluchen und zu drohen. Dieſe ſprangen von den Stühlen auf und ſchrieen: „Bruder Michel! Bruder Michel! da muß uns Bruder Michel helfen!"

Bruder Michel wurde gerufen und ſeine Vormünder bedeuteten ihn, er ſolle ſich nun in die Bruſt werfen und den Lärm wo möglich noch größer machen, als der Nach-

Wie der Mond Endymion mit Tapetzerei brullen wird.

bar drüben, damit der Franzoſe Reſpect bekomme vor dem Deutſchen. „So nehmt mir erſt meinen Maulkorb ab,“ ſagte Michel, „damit ich aus vollem Halſe ſchreien kann.“ „Dazu iſt jetzt keine Zeit, lieber Michel,“ erwiederten die Vormünder. „Verſuch's nur. Es geht auch ſo! Und aus dem Maulkorbe her wird ſich deine Stimme nur um ſo ſeltſamer und ſchauerlicher ausnehmen.“

Der Michel that, wie ihm geheißen wurde. Er brüllte und ſang:

„Sie ſollen ihn nicht haben,
„Den freien deutſchen Rhein!“

Das that ſeine Wirkung. Der Franzoſe dachte: „mit den Jungfern allein wäre ich ſchon fertig geworden; aber der Michel führt keine üble Fauſt.“ Er machte alſo links um und ging hin, woher er gekommen war.

Da lachten und jubelten die Vormünder, klatſchten in die Hände und ſprachen: „Gut gebrüllt, lieber Michel! Aber nun ſei wieder hübſch ſtille und gehe wieder an deine Arbeit.“

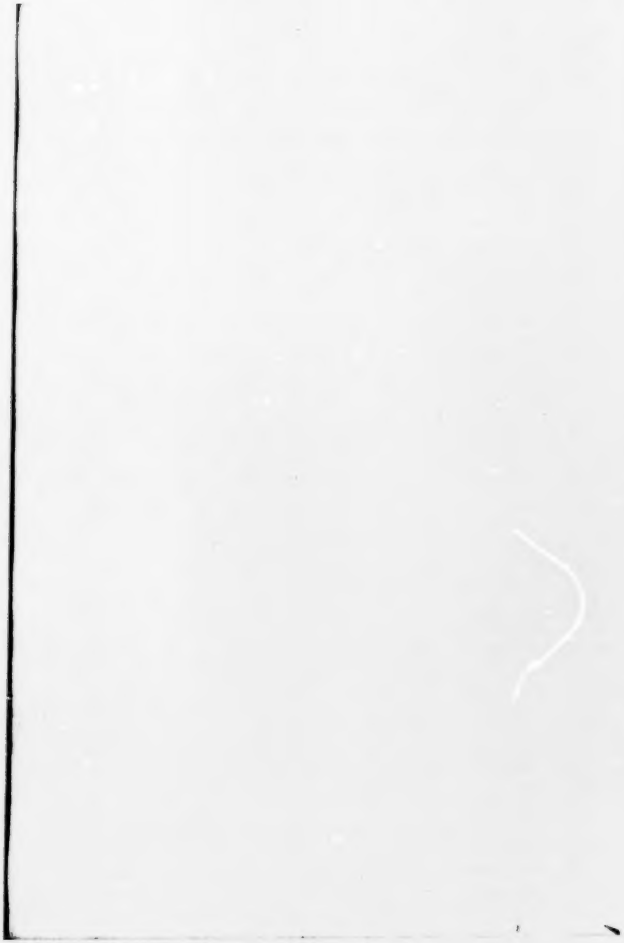
Und der deutſche Michel ging.

Wie Michel aufsteht von der Arbeit und zu sich selbst kommt; und wie sich endlich der Michel in einen Michael mit dem feurigen Schwerte verwandelt.

Im Jahr der Gnade 18 . . . . — —

(Fortsetzung folgt).

Mythol. spinnt wieder



Nachrede

zur

Vermeidung übler Nachrede.

Vorwort zum Nachwort.

In diesen betrübten Zeitläuften der überhand nehmenden Preßfrechheit, Redefrechheit und sonstiger übler Gewohnheiten und Frechheiten, muß sich der treueste deutsche Unterthan gefaßt halten, seine arglosen Worte böslich misdeutet zu sehen. Darum habe ich mich vermüssigt gefunden, um solcherlei Lügen und Misdeutungen zu begegnen, um jedem gedenkbaren faktischen Irrthume im voraus den Weg zu verlegen, eine authentische Interpretation der in diesem Handbuche der deutschen Reichsgeschichte vorfindlichen Bilder ganz freiwillig zu geben und ohne schon von Amtswegen dazu gezwungen zu sein. Ein hoher Adel und ein verehrungswürdiges Publikum mögen mir also ein gespitztes Ohr und ein geneigtes Auge schenken, und sie werden sich bald überzeugen, daß sie die besagten Bilder ohne Gefahr für den heilsamen Bestand des deutschen Bundes und ohne die geringste Gefährde für die eigene Loyalität betrachten dürfen.

Also: Achtung und aufgeschaut!

Das erste Bild!

Im Anfange des ersten Kapitels sah sich der Leser in die Schatten urgermanischer Eichenwälder versetzt, in jenes unbestimmte Etwas, das neuerdings die Geschichtsforscher, gerade von dem Punkte an, wo sie nichts mehr zu forschen haben, das naturwüchsige Volks- und Staatenleben zu nennen pflegen. Das war jene glückliche Zeit, da man noch nicht nöthig hatte, gebildet zu sein; da man nicht lesen und schreiben lernen mußte; da es noch keine deutschen Gelehrten, Schriftsteller und Schriftstellerinnen gab; da man sogar verliebt sein durfte, ohne sich kopuliren zu lassen.

Dieses goldene Zeitalter abzubilden, wäre aber gegen Anstand und Sitte gewesen. Darum zeigt uns der Künstler sogleich das schon etwas abgängige Mittelalter in der Person eines Kaisers, der von seinen ehelichen Freuden und Leiden ausschläft. Denn in den Zeiten der höher gestiegenen Civilisation konnte selbst der Kaiser nicht umhin, sich ordentlich und christlich trauen zu lassen. Darum ist oben, zur rechten Seite, seine Frau zu sehen. Sie steht nun über dem Kopfe, was in der neuern populären

Sprache wohl bedeuten mag, daß sie ihn unter dem Pantoffel hat. Daraus mögen die verehrlichen Leser und Seherinnen ersehen, daß es sich um eine ganz gewöhnliche Ehestandsscene handelt. Links bemerken Sie den jungen Michel, in der Eigenschaft als angehender und hoffnungsvoller Gassenbube. Er läuft indessen gerade jetzt nicht auf der Gasse herum, sondern liegt im Walde auf dem Bauche und vertieft sich, nach seiner bekannten Art, schon in frühester Jugend in Betrachtungen über das graue Alterthum. Nebenbei spielt er mit Disteln und Brennesseln, wie denn auch von andersher schon bekannt ist, daß er von frühe an ein besonderes Talent hatte, sich die Finger zu verbrennen.

Hurrah! Das zweite Bild!

In der Mitte erblicken Sie gefälligst ein stattliches Mannsbild, welches das Ansehen hat, als ob es den sämmtlichen Jungfern umher wohl gewachsen sei. Sie müssen sich aber sehr hüten, Verehrteste, darin irgend eine bestimmte Person entdecken zu wollen. Es ist nur so ganz insgemein ein Schwager, der mit dem Vornamen Nikolaus heißt. Er kommt gerade von einem Kurierritte aus Rußland, und ist in einem deutschen Gasthause abgestiegen, wo er verschiedene Schwägerinnen und Basen besitzt, was deutlich daran zu erkennen, daß er die Reitpeitsche in der Hand hat. Als er in die Nähe des Hauses kam, blies er auf seinem Horne das Stücklein: „Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille"?! Darum sind alle Mädchen zusammengelaufen und haben ihre große Freude an ihm. Es sind aber nur ganz ordinäre Jungfern, die sich vor Andern durch gar nichts vortheilhaft auszeichnen, als daß sie theilweise schon bei Jahren sind. Und lassen Sie sich ja nicht beigehen, unter den Mädchen etwa die Contrefeis gewisser Staaten zu vermuthen, weil auf ihre Röcke verschiedene Bestien gestickt sind, die etwas Aehnlichkeit mit Wappenbildern haben. Es ist wahr, daß die Staaten mancherlei Gethier in ihren Wappen führen, als Adler, und doppelt geschwänzte Löwen mit offenem Rachen, die den treuen Unterthanen die Zunge herausstrecken und dergleichen. Aber was Sie vielleicht für einen Adler oder Löwen halten, kann ebensowohl ein Guckguk oder ein ganz zahmer Hausbund sein.

Da sieht zum Beispiel auf der rechten Seite ein Frauenzimmer, das sich einiges Blätterwerk auf die Schürze gestickt hat. Gelehrte Botaniker haben dies für Raute erklärt, was gewiß ein sehr unschuldiges Gewächs ist. Und wenn auf dem Rocke desselben Frauenzimmers einige reißende Thiere aus einer Höhle herauszuspringen scheinen, die den Drachen ziemlich ähnlich sind, so ist es doch auch nichts Besonderes, alte Jungfern und Drachen beisammen zu finden. Es ist also nichts weiter, als daß die Mädchen Stickereien nach alter Mode tragen. Am allerwenigsten können sie daher moderne und wohl civilisirte Polizeistaaten vorstellen; sie wären ja höchstens nur Staaten à la Rococo. Allein sie sind ganz gewiß nichts weiter, als simple Mädchen.

In der Reichshistorie iſt Ihnen erzählt worden, daß einige Jungfern mit dem Franzoſen, zur Rheinbundszeit, eine Liebſchaft gehabt, die ihnen nicht ſchlecht bekommen iſt. Das iſt auch ganz richtig, wie ſich an der Mamſell mit dem beſonders anſehnlichen Embonpoint darſtellt, die durch baieriſches Bier und die Gnade des Franzoſen ein ſehr wohlbeleibtes Frauenzimmer geworden iſt. Sie trägt ein gewürfeltes Kleid und ſieht ziemlich viereckig, aber ſonſt nicht beſonders gewürfelt aus.

Zu ihrer Rechten ſteht eine Weibsperſon, die aus England gebürtig und doch kein Engel iſt. Man ſieht ihr an, daß ſie nach Roſtbeef und Plumpudding riecht. Sie hat dem verehrlichen deutſchen Publikum und ſogar einem hohen Adel ganz unanſtändiger Weiſe den Rücken zugekehrt, wie ſie ſich denn vor allen anderen Mädchen auf die Unanſtändigkeit zu verlegen ſcheint. Um den Hals hat ſie ein Band, worauf zu leſen: Honni soit qui mal y pense. Daraus haben Einige ſchließen wollen, es ſei der Orden zum blauen Hoſenbande und ſie trage ihn blos darum nicht an den Hoſen, weil ſie keine anhabe. Allein das iſt eine viel zu geſehrte und ſubtile Meinung. Was ſie um den Hals trägt, kann ebenſowohl ein ganz gemeiner Strick ſein und das „Honni soit“ iſt nur, was die Lateiner eine captatio benevolentiae heißen: ſie bittet um Entſchuldigung, wenn gleich mit etwas groben Worten, weil ſie ſich nicht immer gebührlich aufgeführt hat und aufführen will.

Etwas weiter links werden Sie ein zierliches Fräulein gewahren, mit einem E auf dem Rocke. Darüber ſind verſchiedene Meinungen im Schwange. Manche behaupten, ſie habe ihre kleinen Spielſchulden in Sechskreuzerſtücken bezahlt, die vor Schaam roth geworden ſeien. Wir wollen die Jungfer unberührt laſſen; ſie könnte vielleicht ſelbſt noch roth werden.

Das größere Mädchen auf dem Arme des Schwagers ſoll eine Berlinerin ſein. Es iſt ein ſehr zutrauliches Frauenzimmer, das dem Kurier den Bart ſtreicht. Allein darum iſt keineswegs anzunehmen, daß ſie ihn etwa einſeifen wolle, um ihn über den Löffel zu barbieren. Eher könnte das Umgekehrte geſchehen, obgleich die Berlinerin keine Haare auf den Zähnen hat, oder vielleicht gerade deßwegen. Doch, wer weiß, vielleicht wachſen ſie ihr noch!

Das kleine Fräulein, das ſich beſonders tief verneigt, wird für eine Beſenhändlerin aus dem Heſſenlande gehalten. Sie küßt dem Schwager die Peitſche aus purer Dankbarkeit, weil er ihr vor Kurzem einen Beſen abgenommen hat.

Ihr gegenüber, auf der andern Seite, iſt ein ſittſames Mädchen, dem Sie auf den erſten Blick anſehen, daß es in gerader Linie von den capitoliniſchen Gänſen ſtammt, und daß alſo auch ihr jetziges Vaterland nicht zu fürchten hat, von den Galliern unterjocht zu werden.

Sonſt mögen noch einige kleine Perſonen vorhanden ſein, die nicht weiter, aber doch von unbekannter Herkunft ſind.

Ganz unten, einen Fächer in der Hand, ſteht eine Wienerin. Was ſie auf der andern Hand trägt, iſt nicht etwa von Holz und gewöhnliche Nürnberger Waare, ſondern es iſt ein wirkliches und lebendiges Weſen

„weiblichen Standes“ wie aus dessen Vergnügen über seine hohe Stellung gar wohl zu entnehmen ist. Die Wienerin hält sich ein wenig entfernt von den Andern. Sie könnte aber auch etwas Gescheiteres thun, als nur dem Russen ruhig zusehen.

Endlich liegt unten eine recht jammervolle Jungfer, die sich Germania schreibt. Sie vergießt blos darum dicke Thränen, weil sie von den anderen Mädchen ein Weniges mit Füßen getreten wird. Es geschieht ihr aber schon recht; warum kann sie nichts weiter als heulen und flennen!

Das dritte Bild!

Der Wagen in der Mitte soll, nach oberflächlicher Ansicht, das heilige römisch deutsche Reich vom Regensburger Reichstage vorstellen. Er sei später anders angestrichen worden und habe der Rheinbund geheißen; dann sei er abermals frisch lakirt worden und habe der deutsche Bund geheißen. Ich kann aber nichts Anderes entdecken, als einen gewöhnlichen Fiaker, oder etwa eines von den Fuhrwerken, die man da und dort Blamagewagen nennt. Er sitzt gerade im Drecke fest, was ja oft genug vorkommt, sobald man auf schlechte Wege geräth und besonders, wenn zu viel Bagage mitgenommen wird. Auch würden Sie, Hochgeachtete, ganz neben die Scheide schießen, wenn Sie etwa die Personen im Wagen, wegen ihrer Kronen, für Kaiser, Könige und sonstige Fürsten halten wollten. Es sind blos Vormünder, und mit den Kronen hat der Künstler nur die Gewalt über ihren Mündel ausdrücken wollen. Er hätte ihnen aber ebenso gut einen Stock oder eine Ruthe in die Hand geben können; das kommt Alles auf Eins heraus.

Der größere, oder der längere Vormund streckt allerdings eine so geistreiche Physiognomie über den Wagen hervor, daß man sich leicht täuschen und ihn wenigstens für einen Kaiser halten könnte. Er empfiehlt sich gerade dem Volke, wie dies wohl auch die Monarchen thun, wenn sie in die Patsche gerathen sind. Darum hat er aus Höflichkeit die Krone abgezogen und trägt sie blos in der Hand, ohne daß ein Kopf darunter steckt, wovon es indessen noch andere Beispiele gibt.

Neben ihm bemerken Sie einen andern Vormund, den die Noth beten lehrt. Er soll seit dem hier abkonterfeiten schrecklichen Ereignisse den Krampf in die Hände bekommen haben, so daß er auch später nur mit gefalteten Händen gesehen wurde und darum den Beinamen „der Fromme“ erhielt. Und weil es ihm fernerhin unmöglich war, die Finger wieder auseinander zu bringen, so konnte er freilich seinem Mündel nicht geben, was er ihm versprochen hatte. Dies ging also mit ganz natürlichen Dingen zu, und er ist hinlänglich entschuldigt.

Dann sieht noch hinten ein ganz kleiner Vormund, der Thränen vergießt und sich die Augen reibt. Er ist also schon in frühester Jugend zum Bewußtsein der guten Sache gekommen, um die es sich handelt; und es ist dies ein sehr angreifendes und rührendes Bild.

Vergessen Sie aber auch bei Leibe nicht den Allerkleinsten in der Ecke rechts, mit dem Krönchen auf dem Köpfchen, dem noch die liebe politische Unschuld aus dem Gesichtchen sieht. Man weiß nicht, ob es ein Büdchen oder Mädchen ist, was den Schlutzer im Mäulchen hat. Die wunderlichen Commentatoren haben darin eine Anspielung auf die, den Studenten des deutschen Staatsrechts so rühmlichst bekannte fürstlich lichtensteinische Verfassung entdecken wollen. Prosit Mahlzeit! Es wird etwa ein kleiner Junker von Lichtenstein sein, aber weiter nichts. Denn was in aller Welt haben die deutschen Verfassungen und die Schlutzer mit einander gemein, als vielleicht das Eine, daß man damit die Kinder zum Schweigen bringt?

Ganz links neigt ein halbwüchsiger Vormund, der noch etwas minderjähriger als sein Mündel ist, über den Wagen und schreit dem Michel seine Befehle zu. Und auf der entgegengesetzten Seite thut dies ein Anderer, in dem Einige das Porträt eines berühmten Feldherrn erblicken wollten, der aber höchstens ein charakterisirter General sein wird. Vor nichts als Befehlen, weiß sich der Michel kaum mehr zu helfen; er thut sich aber dennoch als Freiwilliger allen möglichen Zwang an, und hebt und drückt an der Blamage, so gut er kann.

Vorn an dem Wagen sind sechs Ochsen vorgespannt, in Ermangelung anderer Individuen; und es ist schon weise genug, daß sie nicht hinten angespannt wurden. Ein Stück Rindvieh hat das Maul offen und brüllt etwas vor sich hin in der Melodie: „Gott erhalte uns're Herren," oder sonst in der Weise eines andern deutschen Unterthanenlieds. Die Ochsen stehen am Berge und es ist dies der Blocksberg, der bekannte lange Philister und darum der eigentliche deutsche Berg. Sie können dies an dem Herchen bemerken, das auf einer Ofengabel durch die Lüfte reitet; woraus Sie aber nicht schließen müssen, daß die Vormünder im Wagen Hexenmeister seien.

Links gegen die Höhe hinauf präsentirt sich Ihnen der Napoleon. Von dem Höllenspektakel um ihn her fängt sein Pferd an scheu zu werden. Sein Adjutant will dem Pferde in den Zügel fallen, um Unglück zu verhüten. Es wird aber zu spät sein; der Bonaparte wird wohl den Hals brechen.

Endlich sehen Sie ziemlich weit hinter dem Wagen die deutsche Gelahrtheit, die mit dem bedeutendsten Organe ihrer Thätigkeit, mit ihrem sämmtlichen Sitzfleische, noch im Sumpfe steckt. Sie findet aber doch schon Raum genug, um sich hinter der Fronte aufzublasen, und hat weiter nichts bei der ganzen Sache zu thun, als die Feder zu führen. Und aus Vorsicht schreibt sie die Geschichte der Befreiung des deutschen Volkes lateinisch, damit sie das deutsche Volk nicht versteht.

Das vierte Bild!

Links im Hintergrunde naht ein Grobian von Franzose, eine garstige Jakobinermütze auf dem Kopfe, der einen vornehmen Herrn vor gemein

traktirt. Weil der Herr nicht blos mit langer, sondern auch mit krummer Nase abziehen muß, so hielt man dafür, daß er wohl aus der alten und noch immer geschätzten Dynastie der Sechsliwerstkaler abstammen möge. Es wird aber nur eine zufällige Aehnlichkeit sein.

Die Hauptversion ist wieder der Michel, als deutscher Bursche. Er sieht in den Spiegel und will die Geduld verlieren, um die Freiheit zu gewinnen. Allein es ist kein kleines Kunststück für den ehrlichen Schmerzenreich, vor dem Bilde der Geduld selbst, vor der schmerzenreichen Mutter, mit nichts die nichts ungeduldig zu werden. Darum sieht er noch geduldiger aus dem Spiegel heraus, als hinein. Er hat aber doch schon einige Hieber, Dolch, Hellebarde und Flamberg zwischen den Füßen liegen und könnte leicht darüber stolpern. Es sind meistens Waffen aus dem Mittelalter, womit ihn seine Dichter und Sänger noch immer freigebig ausstatten, wie sich denn überhaupt der Michel nach altdeutschen Kriegsliedern sehr militärisch ausgebildet hat. Darum ist er in Gedanken so praktisch und gewandt geworden, daß es ihm nur ein Geringes ist, die modernen Kanonenkugeln mit einem alten Ritterschwerte zu pariren.

Hinten machen sich einige wohlgekleidete Herren, mit langen Degen an der Seite, etwas zu schaffen; nur Einer von ihnen hat sich bis auf's Hemd ausgezogen, um dem Volke näher zu stehen und besser auf es wirken zu können. Schon lange ist der Michel gewohnt, Haare zu lassen und es wäre möglich, daß sie ihm aus seinem eigenen Haare einen Zopf oder ein Seil gedreht hätten, das sie mit seinem übrigen Kopfe eben wieder in Verbindung bringen wollten. Man muß aber das Seil nicht geradezu für ein Narrenseil halten, weil die Seiler wie vornehme Staatsbeamten aussehen. Der Zopf oder das Seil ist um eine Flasche gewunden, aus der ein ziemlich geräumiges Glas gefüllt wird. Das hat den Auslegern viel zu schaffen gemacht! Sie haben sich eingebildet, die Herrn seien eine Versammlung diplomatischer Personen, oder wohl gar Mitglieder des durchlauchtigen Bundestags; und unter dem Getränke, das sie für den Michel eingeschenkt, seien die bekannten beruhigenden Bundesbeschlüsse aus den Hundstagen des Jahres 1832 zu verstehen. Pfui! das wäre ein schönes Gebräue! Wenn sich das der Michel gefallen ließe, dann — Aber es ist kein wahres Wort daran! Die Herren sind eigentlich nicht Anderes, als gelernte Bierbrauer, und der Eine und Andere von ihnen practicirt nebenbei ein wenig als Viehartz. Weil sie nun dachten, daß der Michel doch vielleicht ein wenig grimmig und ihm von vorn nicht gut beizukommen sei; und weil sie wußten, daß der deutsche Gerstensaft stets eine beruhigende Wirkung auf ihn hat: so haben sie beschlossen, ihm von hinten her ein besänftigendes Bierklistier gleich in den Kopf zu geben. Dies ist natürlich sehr leicht auszuführen, da der Michel vorn und hinten ein offener Kopf ist. Noch von seiner Taufe her hat er eine besondere Schwäche für das Getränke, und also wird er sich auch diesen Schlaftrunk wieder herzlich gern gefallen lassen.

Das fünfte Bild!

Ein ſehr merkwürdiger Auftritt am Waſſer, an der großen deutſchen Poetenſchwemme, die aber nicht blos aus Muſenalmanachen, äſthetiſchen Zeitſchriften und ſolchen Kanälen zuſammenfloß, ſondern insgemein der freie deutſche Rhein genoſſen wird, was nur freilich auch eine Dichtung iſt. Der Michel, in ſeiner Montur als Hausknecht, bemüht ſich, dem Franzoſen die Hörner zu weiſen. Er ſchreit und ſingt deutſche Freiheitslieder hinüber; und er muß ganz abſcheulich ſingen, da der Franzoſe aus purem Entſetzen doch in die Lüfte ſpringt. Kommt er erſt wieder herunter, ſo kann er leicht ins Waſſer fallen; wo ihn dann der Michel aus Gutmüthigkeit wieder herauszieben und am Ende ſelbſt noch die Katze durch den Bach ſchleifen müßte. Da haben Sie alſo, muſikaliſcher hoher Adel und Publikum, ganz ſichtbarlich vor Augen einen der allergrößten Knalleffekte der neueſten deutſchen Poeſie und Tonkunſt.

Rechts ſteht ein Mann, der nicht blos ein vornehmer, ſondern auch ein geborner Dichter ſein muß, was man ihm ſogleich an den Sporen anſieht, mit denen er ſchon auf die Welt gekommen iſt. Darum iſt er nicht aus Verzweiflung unter die Muſen gegangen, ſondern er hält ſich aus bloſer Liebhaberei einen ganzen Stall voll Hippogryphen, die er an der Leine herumlaufen läßt und nach ſeiner Hand vortrefflich zureitet. Er reitet ſie auf die Trenie oder auf die Stange, wie man will; doch hat er meiſtens Stangen. Und Roß und Reiter ſind dann wie zuſammengewachſen, und man weiß gar nicht, wo der Dichter aufhört und das Götterviech anfängt. Er trägt einen dicken ſelbſtgezogenen Lorbeerkranz, ſo daß ſich vor eitel Lorbeeren von Kopf wenig bemerken läßt. In dieſem Augenblicke hebt er die eine Hand, wie eine Cenſurſcheere oder Krebsſcheere, warnend in die Höhe; gibt aber doch mit der andern Hand dem Michel den rechten patriotiſchen Nachdruck. Dagegen läßt er ſich wahrſcheinlich durch Dieſen – zwar von hinten her, aber aus anſtändiger Entfernung – zu einem Lobgeſange auf das deutſche Volk inſpiriren. „Das iſt ein Text für ihn!“ hätte der Doktor Luther geſagt.

Ein anderer Vormund ſteht dem Dichter in ſeinen patriotiſchen Bemühungen bei; und ein dritter Kleiner ſcheint den Franzoſen in die Flucht beten zu wollen, hat aber doch noch Geiſtesgegenwart genug, ſeine Hoſen zu ſchonen und nicht geradezu auf die Kniee zu fallen. Er ſitzt dem Dichter zwiſchen den Beinen und mag noch weniger Courage haben, als der Poet. Endlich ſehen Sie einen Vierten, der dem Michel unter den Rock gekrochen iſt, und ſich mit Vorſicht und ganz platt mit dem Bauche auf diplomatiſche Kundſchaft legt.

Das sechste Bild!

Es könnte auch zur Unterschrift haben:

„Sechsmal sechs ist Sechsunddreißig!
„Ist der Michel noch so fleißig,
„Und der Vormund u. s. w.

Der Michel sitzt an der Arbeit und gefangen, oder – was auf dasselbe hinausläuft – er bewegt sich in gesetzmäßigen Schranken. Das Gebäude, in dem er steckt, hat einige Aehnlichkeit mit einer Kapelle, und es mag sein, daß die Geistlichkeit dabei im Spiele ist, wenn sie auch nicht geradezu sich blicken läßt. Und weil die Kapelle, worin der Michel beigesetzt wurde, gothisch aussieht, so wird dies bedeuten, daß er noch immer in das mittelalterliche Wesen eingethan ist. Von der Decke herab hängt eine Lampe, die ihm gerade so viel Licht gibt, daß er für seine Vormünder arbeiten kann, aber ja nicht mehr.

Ueber sich hat der Michel einen doppelten Posten, der ihn pflichtmäßig bewacht. Auf der Seite links sehen Sie einen Ritter, der einen Spieß in der Hand trägt, weil sich auch der Adel schon lange unter die Spießbürger hat einschreiben lassen. Rechts präsentirt sich ein stehendes Heer in sitzender Position. Es sieht aus, wie eine Art Leib-Krüppelgarde; aber dies kommt bloß von der zusammengekauerten Stellung her. Möglich wäre, daß der Gardist gerade damit umginge, sich in den Hinterhalt zu legen. Geschehe dies nun, um den Feind zu ertappen, oder um sich nicht von ihm ertappen zu lassen: so hat doch ein ansehendes Publikum durchaus keinen Grund, seine Herzhaftigkeit im Geringsten in Zweifel zu ziehen. Solche Muthmaßungen wären um so gewagter, da überhaupt weit und breit kein Feind zu bemerken ist. Denn daß es der Soldat nicht auf den Adel gegenüber abgesehen hat, versteht sich ganz von selbst; sintemal – um mich eines königlich bairischen Ausdrucks zu bedienen – das deutsche Militär bekanntermaßen dazu geboren ist, sich vom Adel kommandiren zu lassen und ganz besonders, wenn es zur Leibgarde gehört.

Aus den beiden politischen Säulenheiligen links und rechts, werden Sie übrigens deutlich genug die heilsame Nothwendigkeit des Ständeunterschieds erkennen, und also auch den großen Vorzug der ständischen und Provincialverfassungen vor einer Reichsverfassung. Denn wie wollte man das dumme Volk anders, als zwischen einigen besonders ausgezeichneten Ständen, so vortrefflich in der Klemme halten?

Dem Michel unten scheint freilich die Sache nicht ganz zu gefallen. Er sieht fast so aus, als ob er nicht blos an die Arbeit denke. Wenn er nur nicht plötzlich aufführt, und dem Soldaten über ihm das Gewehr aus der Hand reißt! Das könnte ein großes Unglück geben. Doch das wird hoffentlich noch lange dauern und bis es dahin kommt, wird zwar der Michel nicht viel Seide spinnen, aber noch Wolle genug von eigener Schur.